

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 5 (1821)

5 (29.1.1821)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-769351](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-769351)

Oldenburgische Blätter.

N^{ro}. 5. Montag, den 29. Januar 1821.

Ueber Tischbeins neueste Gemählde.

(F o r t s e t z u n g.)

2. 3. 4.

Drey Bilder, die nun folgen, deren Vorstellung der tönenden Lyra des Musengottes, in ächt antikem Sinne, nahe verwandt sind, zeigen: a) die drey Gracien, nicht so eng gruppiert, wie die allgemein bekannte Gruppe derselben, sondern mehr abge sondert, und wie in einem Tanze begriffen, in dem ein zarter, kaum ins Auge fallender Schleier eine gleichsam geistige Verbindung der drey schönen Gestalten andeutet; — b. denselben Gegenstand, in zwey Gestalten dargestellt, diese zwey aber in lebhaftern Wendungen gegen einander, in sehr reizenden Stellungen, sich tanzend bewegend, in dem ein Schleier, wie vom Winde gewehrte Nebelstreifen, die eine umflattert, und die andere mit durchsichtigem Gewande bekleidet ist. — c. Noch zwey andere, gleichfalls schwebende weibliche Gestalten, die, wie von den Lüften beweglich getragen, halb aufrecht halb liegend, wie einander im

Kreise begegnend und vorbey schwebend, in dem Momente gefast sind, da sich die schönen Bilder durchkreuzen und die Arme sich verschlingen; Stellungen, wie sie der üppigen Phantasie im sanft drehenden Tanze vorschweben können, und wie Tischbein sich die Töne Apollo's bezeichnend andeutet. — Bey Uebersendung dieser Bilder nach Oldenburg fügte der Künstler in mehrern Briefen dem einen und andern Stücke einige Worte hinzu, die entweder den Gegenstand selbst oder die Veranlassung zu dem Bilde betreffen. Wir werden mitunter diese eignen Worte bey dem Bilde, das sie begleiteten, anführen. Von dem letztern heißt es: „Mit den zwey schwebenden Figuren, welche sich drehend wenden, versuchte ich auf die Töne hinzudeuten, welche der Lyra des Anführers von dem Mädchenchore entschwaben.“

Wenn die Alten gewöhnlich drey Gracien, zu andern Zeiten und unter

Umständen aber zwey Gratien annehmen, so war das gewiß nicht zufällig, sondern unter gegebenen Bedingungen nothwendig. Unser Künstler stellt uns die drey als ein höchst reizendes Ganzes dar, dem kein Theil fehlen darf, um nicht das Ganze zu zerstören, und zugleich wieder die Summe des Ganzen in zwey Gratien, die wiederum so vollkommen ein Ganzes sind, daß es durch eine dritte nur verunstaltet werden würde. Daß dies von der weisen Anordnung der Bilder, von der Art und Bewegung und Stellung abhängt, ist einleuchtend; eben so sehr aber auch, daß die Einsicht dieser Anordnung in Gefühle des Künstlers liegt, und nicht mit Worten erklärt, nicht gelehrt werden kann. Nach der Idee des Künstlers sollten diese Bilder sich auf den Apoll beziehen, und die Gratien sollten an den höchsten Wohlklang des Gesanges erinnern.

Das landschaftliche Beywerk zu den beyden erstern dieser drey Darstellungen ist sehr schön und entsprechend; in Nr. 2. Wald und Wiesen, in Nr. 3. ein breiter Strom mit schönen Ufern und Felsen; über diesen Triften sieht man gegen den Himmel den Tanz der Gratien, wie eine schöne Fata Morgana.

Nr. 4. hat eigenthümliche Vorzüge in der großen Schönheit der reinen Formen und in den vorzüglich schönen Bewegungen der reizenden Frauen-Gestalten.

5.

Diese Vorzüge theilt ein anderes Bildchen von ganz außerordentlicher Schönheit: eine zarte nymphenhafte Gestalt, die aufwärts schwebt, sich pendelgrade vom Boden erhebend. Ein klarer Schleyer umwallt die schönen Glieder, den sie, hinausblickend, mit der Linken im gefälligen Bogen erhebt. Eine weite Ebene breitet sich zu ihren Füßen bis ins ferne Gebirgs aus, und man sieht in derselben eine feine Nauchsäule sich in unbeweglich stiller Luft erheben, und in der Höhe sich wie dünnes Gewölk ausbreiten. Die junge fräuliche zarte Schönheit, die reinen Formen, das classische Ebenmaß dieser weiblichen Gestalt, die einfache Darstellung, die den zerstreuesten Blick sammeln und binden muß, wäre das schönste dieser Art, wenn nicht

6.

Ein Bildchen dieser Sammlung, welches der Meister "die Nebelnymphen" nennt, ihm den Preis der Schönheit streitig machte. Von einer Seite des Vorgrundes zur andern ist der Horizont der Meeresfläche frey, und die aufgehende Sonne wirft ihre Strahlen nach allen Seiten aufwärts, und ihre glänzende Feuerbahn abwärts auf den feuchten Spiegel. Sie ist gekommen, die Nebel zu zerstreuen; die Nebel aber zeigt uns der Künstler in den schönsten weiblichen Gestalten, ätherisch schwebend, ihr lustiges Geschäft so eben vollendend vor dem Verschwinden. Rechts im Bilde schreitet

ein Felsen über das Meer hinaus; Rosen, wilder Wein und schlankes Gesträuch bekleiden zum Theil seine rauhen Glieder. Eine Nymphe schwebt fast horizontal über dem Meere heran, saugt noch begierig die süßen Düste der Rose ein, die sie so eben besuchend erquickt hat, wie die Schale und der Krug in ihren Händen andeuten. Das eng unter der Brust anschließende Gewand fließt an der schönen Gestalt, an den üppig schwellenden Gliedern hin, und weht in die Luft hinauf. — Ueber dieser horizontal schwebenden erhebt sich, hinaufringend, in die zornaler Richtung, die zweite Gestalt; und die dritte schwebt neben ihr und noch höher, in ganz senkrecht hinaufziehender Stellung; so daß diese drei Gestalten eine überaus reizende schwebende Gruppe bilden. Die mittlere hat schon, wie eben abgerufen, ihr Geschäft verlassen, reicht mit den Armen, wie sehnsüchtig, nach der Himmelshöhe, und so senkt sich auch das aufgelösete Gewand schon herab, wie eine Bürde, die zurückgelassen wird. Die dritte, deren Haupt am obern Rande des Bildes schon die Wolken zu beschatten scheinen, da die niedrigere Sonne kaum den untern Theil des Gesichts beleuchtet, breitet selig die Arme aus nach der Heimath, während das Gewand in schwellende Nebel zerfließt, nur noch, geistermäßig, die schönen Beine verhüllt, und sich in der Höhe des Hintergrundes dämmernd verliert, wie lustige Falten des Wolkenmantels, der des Himmels Klarheit verbirgt, wo

das sterbliche Auge nach höherer Bedeutung vergebens forscht.

Die untere irdische Gestalt ist am meisten ausgeführt, die mittlere ist weniger, und die höchste ist nur wie ein gestalteter Nebel; so wie auch nach der Höhe zu die Formen des Felsens und die Nebel gestaltlos in den Himmel zusammen fließen. Der Ton des Ganzen kündigt die Frische des Morgens, die milde labende Kühle des warmen Himmelsstrichs an, und die Schönheit der Gestalten ist von irdischer Wärme, mit himmlischem Reize erhöht.

Es gibt kein Bild, wie dieses, das so heitre Träume von ernstern Ahnungen in der Seele des Beschauers erweckt, und so vollkommen dazu gemacht ist, einen bleibenden Eindruck hochbedeutender, aber gestaltloser, traumähnlicher Bilder im Gemüthe zu befestigen. Es giebt uns einen Wink, wie der Künstler das selige Hinschweiden empfinden kann; und wenn der Dichter und der Redner, um die Gränzen menschlicher Einsicht figürlich auszudrücken, von Nebeln sprechen, die uns die Zukunft decken, so scheint der Maler hier aufsteigende Nebel zu zeigen, wie sie in die Zukunft deuten und winken. Denn wenn die unterste Nymphe der Gruppe zu flüstern scheint: zum letzten mal! so drückt die Geberde der mittlern aus: ich komme! und die der höhern, mit höchster Sehnsucht: hinauf zu dir!

Wir wenden uns zu dem folgenden Bilde. — Aus der Ferne gesehen, zeigt es einen sehr großen bunten Schmetterling; tritt man aber näher, so erblickt man mit Ueberraschung abermals eine Morgenscene. Die Sonne ist eben über der erwachenden Gegend aufgegangen, steht in voller Zirkelscheibe, von den Dünsten der Erde eingehüllt, über dem Horizont, und über der dämmernden Landschaft schwebt, in aufrechter Stellung, wieder eine der reizenden Frauengestalten, die in Tischbeins Phantasie ein unvergleichbares Paradies von Huldgöttinnen bilden. Aber die Nymphe trägt zwey bunte Schmetterlingsflügel, so groß, daß sie selbst in dem Verhältnisse zu demselben erscheint, wie der Körper eines wirklichen Schmetterlings zu seinen Flügeln. Sie hat die, mit bunten großen Augen und Perlen geschmückten, Flügel zusammen geschlagen, wie ein Schmetterling, der sich auf den Kelch einer Blume niederläßt; die Hände hält sie nach vorn, der aufgehenden Sonne entgegen, in der Stellung freudiger Ueberraschung, wie Kinder von dem Glanze des Weihnachtsbaumes entzückt und geblendet sind.

Man wünscht bey ihrem Anschau, daß sie von keiner Berührung strenger Kritik verlegt werde, „und daß die alte Schwiegermutter Weisheit „das zarte Seelchen ja nicht beleidige.“ Die Idee ist so einfach, daß sie der

Kritik entschlüpft; aber so einfach, wie sie ist, so zart und lieblich ist sie auch, und die Empfindungen, die sie erregt, sind so wenig festzuhalten, wie der ewig wechselnde Zauber der zarten Kindheit. Solcher Empfindungen aber ist das weiche, erregbare Herz unsers Künstlers voll, und es bedarf kaum einer homogenen Veranlassung, ja oft nur einer flüchtigen Sinnentäuschung, um seine rege Phantasie zu besflügeln, und solchen Empfindungen Form und Gestalt zu geben. So war es mit der Veranlassung zu diesem Bilde, wovon er sagt:

„Mit dem Tage erwacht, bemerkte „ich einst an der schwebenden Fensterscheibe Umrisse, wie die Gestalt eines weiblichen Körpers. Ich blickte genauer hin: die Perlen und Kristalltropfen zeichneten die Gestalt immer deutlicher mit dem steigenden Tage; es entfalteten sich zwey große Schmetterlingsflügel an ihr, in denen herabfließende Tropfen die Nerven der Flügel, andere, zusammenfließend und aufgehoben, die großen Augen derselben bildeten. Das Bild war weiß, crystalhell und wie von Demantbleiben belebt; aber als Aurora nun mit der Farbe der Freude durch die Zweige der Bäume in den Perlethau der Fensterscheibe blickte, der zarten Gestalt die Farbe des rosigem Mädchenkörpers gab, und die Flügel von Karfunkel, Rubin, Smaragd, Sapphir, Topas und Perlen prangten, da stieg die ewig jugendliche Psyche selbst vom Fenster in

„meine Seele herab, — ich ergriff
„Pinzel und Palette, und suchte ein
„Bild ihres Bildes auf der Leinwand
„festzuhalten.“

8.

Nach zwey so reizenden Morgen ist es nun Aurora selbst, die wir dargestellt sehen. Die Göttin schwebt aufrecht, mit zurückgebeugtem Haupte, eng eingehüllt in ein weißes Gewand, das sich wie Wolken über ihrem Haupte ausbreitet. Der erröthende Horizont kämpft mit der Nacht des dunkeln Himmels; aber in weitem Kreise um ihrem Haupte gestaltet sich die Farbe der Göttin zu einem eignen Himmel, einem weiten Kreise von prachtvoll aufgeblühten Rosen. Es ist nicht bloß der Tag, der Glanz der Sonne, den sie verkündet, es ist auch die brütende Wärme derselben, der Frühling und die ganze aufblühende Pracht der Natur, die wir niedersteigen sehen zu der braunen Erde.

Der Künstler sagt davon: „An einem der merkwürdigsten Orte der Welt habe ich Aurora am schönsten gesehen. In Gesellschaft mehrerer Deutschen Künstler hatte ich die Geistlichen des Klosters zu Marino bey Rom besucht; sie nahmen uns mit der freundlichsten Gastfreundschaft auf, und besorgten uns Pferde zu unserer beabsichtigten Bergreise. Durch einen kleinen Ei-

chenwald gelangten wir an den zauberischen See von Albano, mit seinem Emissar, seinen Nymphen und dem romantisch gelegenen Albalonga, Romulus Geburtsstätte, von wo wir weiter zogen nach dem Orte, wo Hannibal seine Africanischen Eroberer lagerte, auf den Gipfel des Montecavo, zu den Ruinen des Tempels des Jupiter Latiaris, niederschauend in die weite Ebene, wo die Kraft erwuchs, mit welcher Rom die Welt bezwang, ferner an den Ort, wo Aeneas mit seinen geflüchteten Trojanern landete, nach Tusculum zu den Ruinen von Cicero's Villa u. s. w. So durchstreiften wir viele Tage diese merkwürdige und schöne Gegend, und kehrten jeden Abend ins Kloster zurück, wo ich jeden Morgen die aufgehende Sonne belauschte. Eines Morgens, als ich von der Höhe des Klosters schon lange auf die braune Erde herabgeblickt hatte, erschien endlich Aurora, über dem braunen Walde am Gebürge heraufsteigend, den blassen Rosenschein warm und belebend über die Schatten der Nacht verbreitend. So schön hatte ich sie noch nie gesehen, selbst nicht in Neapel, wo ich ihr zu Gefallen so manchen feuchten Morgen auf dem Balcon stand. — Hier mahlte ich Aurora, und sie erneuert bey jedem Anblicke die dort genossenen Freuden in meiner bewegten Seele.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Lehms bey Bechta.

(Abgedruckt aus Nr. 68. des Westphälischen Anzeigers vom Jahr 1809.)

Auf sehr vielen Bauerhöfen im Amte Bechta *) findet man noch die Stellen, wo in Vorzeiten die sogenannten Lehms (Lehmhus, Lehmhäuser) standen; auf einigen stehen sie noch wirklich. Der Platz, wo sie stehen oder gestanden haben, ist gewöhnlich eine morastige, nahe am Erbhaufe, und zwar an der von dem Fahrwege abgekehrten Seite desselben, gelegene Stelle des Hofes. Die Beschaffenheit der Gebäude selbst ist folgende:

Ein 12 bis 16 Fuß breiter Graben, über welchen eine abhebbare Brücke führt, umschließt einen runden oder rundlichen Hügel, welcher von der aus jenem Graben gekommenen Erde aufgeworfen ist, und 20 bis 40 Fuß im Durchmesser hält. Auf diesem Hügel steht auf einem Fundamente von grobem Kieselstein ein von starkem eichenen Holze aufgeführtes viereckiges Gebäude, dessen Länge in 2, 3 oder 4 Fachwerken 20 bis 30 Fuß, und dessen Breite 15 bis 25 Fuß beträgt. Die Höhe der Seitenwände beläuft sich auf 14 bis 20 Fuß. Die Wände sind mit gewöhnlichen aber dicken Wandstaken besetzt, und mit Lehm so dick überseht, daß außerhalb vom Holze nichts zu sehen ist. Das Dach

ist ein gewöhnliches Strohdach; in dessen giebt es einige Lehmhäuser, welche doppelte, aufeinander liegende, Sparren haben, zwischen welchen Rollen liegen, und wo auf den oben liegenden Sparren die Latten und das Dach befestigt sind; diese obenliegenden Sparren sind dann in der Spitze so zusammengefügt, daß man solche leicht lösen, und das Dach herunterrollen lassen kann; eine Einrichtung, wodurch, wenn das Dach in Brand gerieth, dennoch das Gebäude geschützt werden konnte.

Die Eingangsthüre ist sehr stark, und besteht aus doppelten, kreuzweise übereinander gelegten und mit starken Holznägeln auf einander befestigten eichenen Dielen; sie ist gewöhnlich 3 Fuß breit und 6 Fuß hoch, geht nach innen auf, und wird auch inwendig verriegelt. Der Fußboden ist von Lehm. Etwa 7 Fuß hoch befindet sich ein aus starken eichenen an einander befestigten Dielen bestehender Boden, auf welchen man mittelst einer befestigten Leiter durch eine, in einer Ecke gelassene kleine Oeffnung hinaufsteigt. Etwa 7 Fuß höher ist wieder ein solcher Boden mit gleichem Aufgange. In den Wänden selbst befinden sich einige wenige klei-

*) Auch im Oldenburgischen Ammerlande findet man ähnliche; dort werden sie Burgfrieden genannt.

ne runde Löcher oder Oeffnungen. Die Gebäude scheinen etwa 300 Jahre alt zu seyn. An einigen wenigen zeigte die eingehauene Jahreszahl, daß sie im 16ten Jahrhunderte gebauet waren.

Wozu dienten diese Gebäude? wird gewiß jeder Leser fragen. Mit Sicherheit kann man den Zweck derselben nicht bestimmen, aber die Tradition sagt hiervon folgendes: In den Zeiten, als auch in der hiesigen Gegend das Faustrecht galt, wußten sich die armen Bauern nicht besser zu schützen, als durch solche Gebäude. In diesen hatten sie ihr Geld, ihre Kostbarkeiten, Waffen, Kornfrüchte und Lebensmittel aufbewahrt; sahen sie Neuter den Fahrweg herankommen, denen sie nicht trauten, so flüchteten sie mit ihrer Familie auf diese Burg, hoben die Brücke ab, verschlossen die Thüre, und waren so vor dem ersten Ueberfall gesichert; und zu einer langwierigen Belagerung oder gewaltsamen Eroberung hatten die Neuter keine Zeit. Noch kürzlich fand ein Bauer in hiesiger Gegend bey dem Abbruche seines Lehmhauses einen ledernen Beutel, und in diesem eine Summe Geldes in lauter alten Rheinischen Goldgülden. Da die Edelleute, deren es im Amte Bechta eine Menge gab, sich vom Anfange des 13. Jahrhunderts an durch befestigte Burgen gegen Ueberfall zu sichern suchten, so läßt sich leicht denken, daß die Bauern nach ihrer Art sich eben so zu schützen gesucht haben. Gewiß waren das 15te und 16te Jahrhundert in hiesiger Gegend wohl so

unruhig, daß die Bauern, solche Sicherheitsmaßregeln zu treffen, sehr nothwendig hatten.

Den Lesern dieser Blätter wird es nicht unangenehm seyn, wenn ich einige Begebenheiten dieser Art hier in der Kürze erzähle.

Schon im 14. Jahrhunderte machten die Grafen von Tecklenburg wiederholte Einfälle ins Hochstift Münster aus der nahen Besse Kloppenburg, bis endlich die Bischöfe zu Münster und Osnabrück mit den Städten gleiches Namens sich verbanden, Kloppenburg belagerten, und es am 21. März 1395. nach einer fast neunmonatlichen Belagerung eroberten. Um das Jahr 1430. machten die Osnabrücker mehrere Einfälle in die hiesige Gegend, welche gewöhnlich mit Verraubungen verbunden waren, und auch diesseits erwiedert wurden.

Von 1450. bis 1458., bey Gelegenheit der streitigen Münsterschen Bischofswahl, ging es in hiesiger Gegend auch ziemlich bunt her, welche Unruhen noch durch die Einfälle des Grafen Moriz von Oldenburg vermehrt wurden. Dieser machte im Jahre 1454. einen feindlichen Einfall in das Amt Bechta, plünderte Dyte, nahm alles Vieh weg, und brannte die um Bechta liegenden Bauerhöfe ab. Graf Johann von Hoya und der Münstersche Bürgermeister Gerhard Kleynhorst kamen mit einer ansehnlichen Macht von Münster, vereinigten die Bürger von Bechta, Kloppen-

burg ic. auch die Einwohner von Dyte und andern Kirchspielen des Amtes Bechta mit sich, und machten am Lamber-

(Die Fortsetzung folgt.)

tus feste einen Einfall ins Oldenburgische, wobey sie einige Dörfer plünderten und abbrannten.

Vorschlag bey der bevorstehenden Fastnachtsfeyer.

In demjenigen Theile des Herzogthums Oldenburg, dessen Einwohner, wie der Einsender dieses, zur catholischen Kirche gehören, beschränken sich in den drey Fastnachtstagen die Lustbarkeiten gewöhnlich auf Tänze in öffentlichen Häusern. In den Städten und in den Kirchdörfern geht es dabey meistens anständig, mäßig und friedlich zu. Die Eltern nehmen oft mit Theil daran, und die Polizey, die den Tanz gewöhnlich nur zwey Tage erlaubt, ist in der Nähe, um etwaigen Excessen vorbeugen zu können.

Ganz anders aber geht es in den von den Kirchdörfern entfernten Dorfschaften und Dertschaften her, wenn sich daselbst eine Schenke befindet. Ueberhaupt erreichen diese Kneipen an abgelegenen Orten zu jeder Zeit zum Verderben des Landmanns; da wird übermäßig getanzt, Karten gespielt, gesoffen, dabey gekannegießert, aefluht, geprügelt, und, wenn die Gesellschaft auseinander geht, gefensteret ic. ohne daß weder die Polizey noch der Pfarrer etwas davon erfahren können. Dies ist denn vollends in den Fastnachtstagen der Fall. Oft tanzen da die jungen Leute, sich ganz allein überlassen, drey Tage nach einander vom Mit-

tag bis zum andern Morgen. Manchmal wird um die Wette gewalzt, bis den Tänzern und Tänzerinnen der Athem ausgeht, und sie durch Branntwein wieder ins Leben zurück gerufen werden. Am Dienstag Abend soll sogar der Tanz bisweilen bis nach 12 Uhr dauern, welches bekanntlich in der catholischen Kirche streng verboten ist. Am folgenden Buß- und Bettage, dem Aschermittwochen, wo alles sich zur Kirche versüßt, müssen dann die halbkranke jungen Leute sich erst wieder durch einen kleinen Kausch zum Kirchgange stärken.

Zweyerley könnte geschehen, um den Folgen des Unfußs wenigstens etwas zu steuern. 1. Die Polizey müßte, andre Maßregeln nicht zu gedenken, am Dienstag Abend den Tanz gänzlich verbieten, weil er leicht bis nach 12 Uhr fortgesetzt werden möchte. 2. Die Pfarrer müßten die Schullehrer dazu anhalten, daß am Montag und Dienstag die Schule nicht ausgesetzt würde, wozu rechtschaffene Schullehrer sich gern willig finden lassen werden; und Pfarrer und Schullehrer müßten den Jünglingen und jungen Mädchen, die noch die Schule besuchen, jede Theilnahme an den gedachten Fastnachtslustbarkeiten aufs strengste untersagen.